

100 Jahre Hospital-Kirche in Annaberg.

Zum Annaberger Trinitatisfest.

Wie die „D. Z.“ bereits vor einiger Zeit mitteilte, wird das diesmalige Trinitatisfest Annabergs dadurch von besonderer Bedeutung sein, weil vor nunmehr hundert Jahren an diesem Fest die Weihe der neuerrichteten Hospitalkirche stattfand, deren Vorgängerin am 28. September 1826 ein Raub der Flammen geworden war. Aus alten Chroniken erfährt man von der Geschichte der früheren

Annaberger Friedhofskirchen, daß anno 1498 eine kleine Kapelle vor dem Wolkensteiner Tor stand, dort, wo sich jetzt das Hospital befindet. Als man dann 1502 die Bergkirche in der Stadt gebaut hatte, wurde jene Kapelle zur Hospitalkirche verordnet. Sie war aber seit langem schon recht baufällig, weshalb man schon immer mit dem Plane umging, einen Neubau zu schaffen, dessen Ausführung jedoch durch die damaligen unruhigen u. schlechten Zeiten immer wieder verhindert wurde. Endlich entschloß man sich anno 1684 zur Erbauung der neuen Hospitalkirche. Man fing sofort an, den Grund zu graben, und schon am 30. September konnte die Kirche gehoben werden, die dann am 8. Oktober fertig ward. Für das Gotteshaus stiftete u. a. der Landesfürst Johann Georg III. vieles Wertvolle. Anno 1685 wurde am Dreifaltigkeitstage zum ersten Male in der



Die gegenwärtige Hospitalkirche (die 5.), die 1830 geweiht wurde.

Das vorstehende Bild stellt die gegenwärtige fünfte Hospitalkirche dar, die am 6. Juni 1830 geweiht wurde, und zwar in ihrem Zustand von vor 60 Jahren etwa. Das Bild ist aufgenommen von der jetzigen Rudolf-Keller-Straße aus, und zwar zur Winterszeit. Das niedrige Gebäude vor der Kirche ist die spätere dort befindlich gewesene Kupferschmiede von Neugebauer. Rechts ist der Garten der Hospitalpfarre, die aber selbst auf dem Bild nicht sichtbar ist. Rechts im Vordergrund befindet sich der Eingang zu einem einstöckigen Wohnhaus.

neuen Kirche von Martin Seidel, dem Hospitalpfarrer, gepredigt. Uebrigens datiert auch die Entstehung der Kät bekanntlich aus jenen Zeiten. Die damalige Hospitalkirche wurde an die alte ehemalige kleine Kapelle, deren Ueberbleibsel noch vorhanden waren, angebaut, und zwar auf einem Platz, wie es in der Chronik heißt, wo alles „wüste aussah“. Wo der Altar dann stand, waren große Löcher (wie die Ortsgeschichte erzählt) „da hinein man zu gehen Scheu trug“. An der Stelle der Sakristei stand eine „schmutzige Küche nebst Rauchloch“. Die Vorfahren waren 80 Jahre lang mit dem Bau umgegangen, bis „nunmehr statt der unansehnlichen Kapelle, welche wie eine scheuernmäßige Wüsteney zuletzt sahe und weil das Altarchor an einem düsteren Orte stand“ der Neubau errichtet wurde. Bei der Einweihung wurden „erstlich drei Pulse auf der Kirche gelauten, hernach sind von der Hauptkirchen ausgegangen die Muscanten mit Zinken und Posaunen, die lateinische Schuljugend nebst den Schuldienern, die Geistlichen, hernach die Bürgerschaften, die teutschen Schüler mit ihrem

Schulmeister, die Mädgen, welche auf das schönst gepuzet, alle Jungfrauen und Weiber, welche sich auf dem Rathaus versammelt und dann eingetreten, als das Mannvold begewesen. In der Prozession wurde gesungen und wechselweise von den Thürmern und den Stadt-Pfeiffen geblasen. Vor den Kirchenchoren stunden 12 Mann mit schwarzen Habit, Mänteln und Partisanen, welche niemand durften hineinlassen, als wer im Proceß ging.“

Hinter der Hospitalkirche redet der alte Annaberger Gottesacker seine feierlich stille Sprache und erzählt auch seinerseits interessantes Geschichtliches aus der Vergangenheit der alten Bergstadt. Bei Erbauung der Stadt war der Friedhof bei der St. Annenkirche. Als sich aber eine epidemische Krankheit entwickelte und dieser Gottesacker für die vielen Leichen damals zu beschränkt im Raume war, faßte man den Plan, vor dem Wolkensteiner Tor hinter dem Hospital einen Platz für einen neuen Friedhof auszuwählen. Dies geschah und man umgab ihn 1506 mit einer Mauer, mit welcher man, wie die Chronik erzählt, „biß Anno 1508 zugebracht hat“. 1517 hat man diesen Friedhof dann erweitert und ein steinernes Kreuzifix auf denselben gesetzt. Herzog Georg u. der hohe Rat der Stadt hatten dann beim Papst

nachgesucht, diesen Gottesacker zu einem „heiligen Felde“, wie dasjenige in Rom bei dem dortigen Hospital, zu verordnen und heilige Erde von da nach hier zu senden. Der heilige Vater belegte daraufhin die Hospitalkirche und den Gottesacker mit den gleichen Privilegien, welche die Kirche gleichen Namens samt ihrem Friedhof in Rom besaß. Damit erteilte der Papst allen Gläubigen in und außerhalb der Stadt, welche sich diesen Ort zum Begräbnis erlasen, „völlige Vergebung der Sünden, wenn sie über diese betrübt werden und mit dem Munde bekenneten“. Der Papst gab die Erlaubnis, soviel von der heiligen Erde zu Rom wegzunehmen, als man dazu benötigte, um das heilige Feld zu Annaberg zu bestreuen. Diese hierüber anno 1517 erteilte päpstliche Bulle ist anno 1604 bei dem Brande nebst anderen Privilegien vernichtet worden; man besitzt jedoch eine Abschrift von ihr. Auf diesem Friedhof steht bekanntlich die berühmte Annaberger Linde, von der die Sage geht, daß sie umgekehrt in die Erde gesetzt worden ist, mit den Ästen nach unten und den Wurzeln nach oben. Letztere hätten dann

Blätter getrieben und Aeste erhalten. Der Chronist erklärt hierzu, daß die Gestalt der Linde diese Sache den Augen auch wahr-scheinlich mache. Die Pflanzung wäre folgendermaßen vor sich gegangen: „Ein Marstaller uff St. Annaberg habe einen rucklosen Sohn gehabt, welcher sonderlich keine Auff-erstehung glauben wollte, daher ein Priester sich alle Mühe gegeben, diesen bösen Menschen auf bessere Gedanken zu bringen. Er sey mit dem jungen Pürschen auf den Gottesacker ge-gangen und habe ihm vorgestellt, daß dieses das Feld des Herrn sey. Darauf habe dieser Pürsche eine noch kleine Linde auf dem Kirchhoff erblickt und zu dem Priester gesagt: So wenig als diese Linde, ausgerissen und umgekehrt mit den Aesten in die Erde gesetzt, ausgeschlagen würde, so wenig würden auch diejenigen, welche todt wären wiederum lebendig und auf-erstehen. Der Priester habe im göttlichen Eifer geantwortet: Gott würde so gnädig seyn, solche Rucklosigkeit zu straffen und ein Zeichen seiner Allmacht sehen lassen. Er wolle die Linde umgekehrt in die Erde setzen, und würde sie ausschlagen, so sollte der Pürsche seinen bösen Unglauben erkennen lernen, wel-ches auch hernach also geschehen.“

Wolfgang Uhle, der Pestpfarrer.

Von Dr. M.—r.

Etwas um die Mitte des 16. Jahrhunderts wirkte als Pfarrer im Dorfe Clausniz bei Sanda Wolfgang Uhle, ein Bürgersohn aus Elsterlein. Das Unglück wollte es, daß er 1563 den dortigen Ortsrichter Georg Biber in wildem Jähzorn mit einem Hammer erschlug.

Uhle wurde für seine unselige Tat zum Tode verurteilt, entzog sich jedoch der Strafe durch schnelle Flucht nach Böhmen. Er wurde nun geächtet und irrte jahrelang in dem fremden Lande umher, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, ver-folgt wie ein wildes Tier. Wie oft war er in seiner Verzweif-lung nahe daran, seinem elenden Leben ein Ende zu machen. Aber immer wurde der Todesgedanke von der Hoffnung über-wunden, es werde das Geschick, das so grausam mit ihm ver-fahren habe, ihn vielleicht doch einmal aus seiner Not wieder be-freien. Er sollte sich nicht täuschen. Ihm kam Rettung, freilich auf ganz andere Weise, wie er sich's ausgemalt hatte. In der Stadt Annaberg war nämlich 1568 die Pest ausgebrochen. Sie wütete furchtbar unter ihren Bürgern, verschonte kein Haus und löste alle Bande der Gesittung. Männer und Frauen, Kin-der und Greise, die heute noch gesund waren, waren morgen schon die Beute der entsetzlichen Seuche. „Bergeblisch verlangten die Sterbenden“, so wird uns erzählt, „nach Tröstung durch das heilige Abendmahl, da die dasigen Geistlichen nicht zu den Ver-pesteten gehen durften. Es erschien daher die Anstellung eines besonderen Pestgeistlichen nötig. Aber niemand fand sich, der den todbringenden Seelsorgerdienst übernehmen wollte.

Hier von erfuhr der Geächtete. Lange schwankte er hin und her, aber schließlich ließ er dem Annaberger Räte sagen, daß er sein Leben in den Dienst der Pestkranken stellen wolle, wenn er begnadigt würde.

Auf die Befürwortung des Rates hin begnadigte ihn auch wirklich der Kurfürst August unter der Bedingung, „daß er seines Berufes als

Pestprediger

treu warte.“

Darauf kehrte Uhle in sein Vaterland zurück und begab sich nach Annaberg, wo bereits 2228 Personen an der Pest gestorben waren. Mutig setzte er sich der größten Gefahr aus. An allen Sterbebetten konnte man ihn finden, in allen noch so verseuch-ten Häusern ging er aus und ein, um mit Rat und Tat den Unglücklichen zur Seite zu stehen. Furcht schien ihm fremd zu sein. Er benahm sich so unbekümmert, als ob ihm die Pest nichts anhaben könne. Und er blieb auch

wunderbarerweise von der schrecklichen Krankheit unberührt.

Als die Pest erloschen war, wurde Uhle für immer begna-digt. Er wurde zum Pfarrer in Breitenbrunn ernannt, wo er legensreich seines Amtes waltete, von allen aufs höchste ver-ehrt und geliebt. Seiner Uebeltat gedachte man nicht mehr und auch über ihn war Ruhe und Frieden gekommen, hatte er doch den Mord durch seine todesverachtende Hingebung während der Annaberger Pestzeit vollauf gesühnt. Und gleichsam als Lohn hierfür war ihm ein schöner Tod beschieden. Er erteilte gerade am Altar seiner andächtigen Gemeinde den Segen, als er plöz-lich vom Schlag getroffen wurde und tot zu Boden sank. Dies geschah im Jahre 1594, an einem warmen, heiteren Frühling-s-tag. Die Natur feierte ihre fröhliche Auferstehung und wir dürfen hoffen, daß sie auch dem ehemals Geächteten vergönnt sein wird.

Noch'n Feierabend



Dr. telefonische Fortschritt.

Von Laura Herberger-Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Meyer-Willy war e gemütlich's Haus; dos market mr schüh, wänn mr nür kurze Zeit imme rim war. Dar war imm'r aufgelegt zu allerhand Raderei. Mit sein'r Fraa labet 'r im best'n Eiv'namme. Wänn mr do emohl dort war, do kunnt mr laut'r Zartlichkeit'n sah un härn:

„Mei guts Trud'l, is dr Kaffee ball fartig? Mei guts Trud'l, haft de mir änn neuwaschene Krong zeracht gelegt?“ Odr wenn 'r in ganz guter Laune war un 'r hat änn Wunsch, do gebrauchet 'r dann von ihm ausgedacht'n Rosenname: „Mei guts Tschaaftsch!“

Dr Willy war Nachtsortrat'r; heit hat sei Geschäftsstell änn neie Telefonabschluß drhalt'n; ne ann'rn Tog hat 'r auß'r-orts ze tue; do ruffet 'r, wie's sei Pflicht war, sei Weib'l ans Telefon un freget, ebb etwa wos Dring'ndes virläg in sein'r Geschäftsstell?

Antwort: „'s liegt nisch't vir.“ Do freget dr Willy noch emohl, obr mit arnst'r Schtimme: „Wos is däh dos für e salzig'r Geruch durchs Telefon? Is däh bei dir drhamm wos abge-brannt odr ibrgeloff'n off'n Hard, dos änn sett'n schaud'rhaft'n Salzgeruch entwic'lt?“

Do saht sei „Trud'l“ geschwind, se wellt gleich emohl nooch-jah. Nooch wenig'n Sekund'n kimmt se zeri'd zun Apparat und spricht: „Es is wed'r wos ibrgeloff'n, noch abgebrannt, 's warn wuhl meine Händ' sei, die nooch Salz rieng; iech hob suab'n 's Fleisch firsch Mittagass'n mit Salz ohgerieb'n; do well iech mirsche nür gleich wasch'n.“ Se häng't ne Härer nah, un wag war sche.

Dr Willy woll't arsch't salbr nett gelahm (glauben), daß sei Weib'l wirklich im Arsch't änn sett'n telefonisch'n Fortschritt fir möglich hielt; wie 'r obr ehamm kam un se zr Red' schtellet, krieget 'r die ruhige Antwort: „Iech hob mieh schüh gewunn't, wie durch die dünne Dreht (Drähte) fugar dr Geruch ibrtroing warn künnt; wänn mr obr bedenkt, daß mr in dar Technik ike esugar esuweit is, daß mr entfarnte Parson'e durch Bildfunk sah kah, do kunnt iech aa im arsch't'n Angblick ahnahme, daß aa die wunn'rbar'e Geruchsibrtroing durchs Telefon möglich wär. Tu mr nür dann anzing Gefall'n, känn Mensch'n ze drzehln, daß de mieh haft esu reisall'n loss'n!“

Dr Willy zwinkeret e biss'l mit'n Angn un saht: „Mei guts Trud'l, dos ibrloff'n nür mir, amende waar iech dodurch gar noch zu änn gruß'n Drfind'r!“ Un mit Lach'n war 'r in fänn Ge-schäftszimm'r v'rschwund'n.

E' „Hugenohnd“ aus früh'rer Zeit.

Von Luise Pinc, Sächung.

„O alte Zeit, wu bist du hie,
du gingst fort, un iech blieb,
un doch, wenn du ah weit fort bist,
hoo iech dich doppelt lieb.“ —

In dannn Gedanken will ich dich heit, mei lieber Laaser, emol zerickföhrn in gener Zeit, wu de Walt un de Leit' annersch war'n, wie heitzetog. Ich will nár dressig Gahr zerick greifen, un dich in Geist in änn Heisel sieh'n, dos heit noch mei bissel Laab'n off dr Walt is, denn wenn iech ieber daar holpering Tirnschwell steig, reihst sich Erinnerung an Erinnerung un viele, viele Seiten kánnst iech beschreib'n, willst iech all's drzehl'n, wos iech dort drinne drlabt un gehárt hoo. Do kánnst iech schie ahfange, wu iech als Fünfgáhrige ho dr Urgruße-mutter ne Geloosschrank imgeschmissen, 's Struh an heilig'n Ohnd aus „Brísahe“ in dr Stub' abgezunden, un viele annere Schtreich, die iech dr Etikett' halber lieber verschweig'n will.

Naa, heit will iech eich von wos annersch drzehl'n, naamlich von enn richtig'n frühern Hug'nohnd, un wos in enn „sitten“ die alt'n Leit enanner für daamische Geschichten weiß-gemacht hoom. Iech war ja selber nett drbei, obr mir giehts wie genn, „wos mei Booter saht, dos is wahr“ —.

Un nu komm, mei lieber Laaser, un steig selber emol miet nei in alt'n Hug'nhaus un dilaab enn Ohnd, daar von dr heiting Generatiu garnett aufzuweisen is. — Doch bevor mr nei in Heisel traten, schtraafen mr noch mit enn Blicke¹⁾ de alte Schei, die schie lang 's Hunnertgáhrige gefeiert hoot un in daare de Urahne mit 'n Stülpner-Karl ne schinnsten Walzer gedreht hoot. — Nu ober nei in Schtöbel! Drinne kaah mr schie bal' niemand mehr drkenne für lauter Tobakraach, denn zenstrim off Tisch, Bänk un Kanepes hoom sich's de Hugengást bequam gemacht. Bein Ufen an Holzbuut sihen e Haardel Weibsen, náhe un klippeln wos Zeig hált, denn 's Seffenloosgristel mit 'n erschten Zuug noch Annebarg un do muß drzu de Gort fartig sei. „Gette Koch nár enn rachten Tuup Káffee, in Fall mr müssen „lange Nacht“ machen“, maant's Nachberich-Christel. Ah de Mannsen will'n nett in Treig'n sihen un doshalb'n werd e Fünfer off enn halb'n Litter Halbbittern geschub'n. Dr gruße Gung muß nu geleich zun Heiseldárgelobel renne, domiet dann „Rednern“ nett dr Schparrlich ausgieht. — —

Nooch de erschten paar Gelaafeln gieht nu e Drzehl'n luus, ahner will 'n annern übertreffen, denn de richtig'n hoom sich heit zammgefunden, die is Lüg'n-saache bei kenn Rimmlaaser gelaart hoom. Dr August, dar sich ehinner in dr Höll' plaziert hoot, fängt zeericht ah:

„Wißt'r dá schie 's Reiste, ihr Weibsvölker, wos mir gestern gepassiert is? — Nett? Nu, horcht emol drauf. Ihr wißt doch schie von jehar, dos mir niemand wos racht's off dr Walt macht. Gestern schaff' iech zwaa Weegeln Hei rei, un wos machen die nischtnizing Weibsen, se hae²⁾ mr 's erschte Weegel hie, wie ich's nauf lang. Bein „zweiten“ hoo iech mieh selber nauf-gemacht. „Kommt haar“, saht iech, „eich will ich ämol „Heischtoppen“ lerne. Nu ging ich ober luus wie Blücher, in e paar Minuten hatt' ich dos ganze Hei unnern Dach unnergeschtoppt, kein ugerachts Hallmel sog mr mehr sieg'n. Aber dann Morg'n soog iech de Beschäring. Do hatt' iech vir lauter Gewalt 's Hei durch'n Siebel nausgerammelt un alle zwaa Fuuder log'n in Gari'n. „Nu juwos“, barmets Christel, „do konnst ah noch selber miet rohfall'n.“ E Gelachter folget nu ne August seiner Drzehlung. 's wárd ober geleich wieder unnerbrochen, denn ähne Fraa kimmt nei, die mahnt „se filln doch nett esu lachen, hiem bänn Karl is dr Dokter. Dr Karl is in dr Niesstgobel getraten un die is'n durch'n Fuß gange. Naa, dos Uhgeliä, dos grufmáchtige Uhgeliä“. „Hár nár auf mit dann Gewinnse!“, spricht dr Wilhelm, „ike kaah ober ah kaa Mensch mehr wos drdrah. Do sollt'r mieh saache, wie mich's Pfahr³⁾ geschlaahe hoot. Iech fahr doch schie meitog 's Holz off Mariebarg. Bein „Reie Haus“ will ich, wie immer, de Pfahr füttern. Wie

ich will de Kripp' wagnamme, haat mr dr „Sattliche“ aans nah an Bauch, doß mr Hár'n un Sahe vrgange is. Ich nahm nu weiter kahne Notiez drou, doch off amol wur mrsch esu warm an Leib, iech mach' 'n Husenbund auf, ober du heiligs Dunnerwatter, mir kahme doch de Därmer ner esu raus gequoll'n. Ich machet nei in dr Gastichtuub, ruffet 's Kefel, de Wirt'n, se sollt mr schnell e paar „Heftersch“ machen. Ich ho nu die Därmer, die ich drweile in dr Schärz gewickelt hatt', racht schie sachte wieder neigelegt, un nooch ähner guten Schtund hoo ich mei Holz off Mariebarg gefahr'n, 's hoot ja e bissel gebrannt, obr de Fuhr ging wetter.“

Ne Hugenleit'n ging's bei dare Drzehlung kalt un warm ne Buckel nunner, nár dr Gottlieb lachet in sánn Bart, un mahnet in aller Ruh': „Warsch gelabt, ward sálig, un warsch nett gelabt, kimmt ah dort hie.“ „Ober weil de gerod von de Pfahr reden tuft, do will iech emol e Ding drzehl'n. Ihr wißt doch alle, doß iech 's Nervensieber hatt', un wenn mr esu frank is, kah mr aus kánn Bett raus. Un aus dann Grund kunnt iech in Laab'n an kahner Faldarbet denken. Wos half mrsch, 's muß mei Bruder ahbeissen. Eines schinn Toog's ging ah is Ardäppelleg'n lus, ober war nett miet ging, dos war'n meine Pfahr. Mei Bruder kunnt schlahe un batteln wie 'r wollt, die Luder troten, wu se troten. Do war guter Rot teier. „Wißt'r“, saht iech, „wos mr machen, ihr schafft mieh mit zammsten Bett naus off'n Fald, amende bräng iech se in Trapp.“ Na nu' ging's naus drmiet. Von weiten mieh de Pfahr in Bett ze sahe un ziehe, dos war ähns. Wenn se mieh salligsmol hätten nett nausgeschafft, wár'n de Ardäppeln heit noch hinne.“

Ene ganze Weile is nu Ruh in Schtöbel, jed's hängt sánn Gedanken enooch, denn äh paar hob'ns gelabbt un etliche ah garnett.

„Nu, schánkt nár noch änn Faustpánsel ei“, saht dr „Heischtopper“, dar immer dr geschickteste wollt sei, „nochert drzehl ich ämol äh Ding, wos mr off'n Hannel is passiert.“ Doß 'r sich ober drmiet für immer plamieret, dos wußt mei August nett. „Na, proßt, Bevatter mitenanner“, spricht dr Wilhelm, „trink aus un gab noch ähns zun besten.“ Dr August schibbt erscht de Pfeif äh paarmol aus änn Mundwinkel in annern, nochert fängt 'r ah: „Gáne Woch' fahr ich ämol in Ramz (Chem-nig) mit'n Schiebuck mit Faadern rim. Do kimmt off ämol äh fei's Mannel zu mir nah un freegt mich, wos se kosten. Ich ho ne Preis gesaht, un do beschtellets 10 bis 12 Pfund. „In zwei Stunden muß ich aber selbige haben“, spricht's, gibt mr Schtrook un Hausnummer ah, un machet ehamm. Ich hatt' nu eine Fraad über dann grußen Gelid, un schie noch ner halb'n Schtund machet ich mieh off'n Waag. Hausen vir'n Haus trot äh Maah, dar schie off mir gewart't hot, denn 'r saht zu mir: „Siehe se nár erscht ämol mit rei zu mir, eh' se zu dann al'n ausgehungerten Geizhals naufgiehe. Dar hoot mir namlich vorhin drzehl't, doß 'r Bettfadern beschtellet hatt'. Ober dann will mr heit ämol off'n Basen loden.“ 'r machet von sánn „Saager“⁴⁾ äh „schies“ Gewichtel runner, dos 'r mir nei in mánn Fadern schmiss'. Mir gob 'r extra ähne Mark un nu ging dr Besch . . . lus. Ach hot sich dos vornahme Mannel gefraacht, wie ich ahgerickt kam. Die Fadern wur'n gewuug'n, ich ho'n erscht in Inelt geschtoppt, nochert hoo ich mánn Sook zamgewickelt, 's Gewicht racht schie sachte wieder neigelegt (!) un off dr Woog wieder drauf. 's ging nu alles wie an Schnürl. Dos Mannel gob mr mei Gald, ober nu schnell fort, denn mannichmol kunnt doch wos rauskomme un dos schiene Geschástel wollt iech mr heit nett vorderb'n. An dr Haustir gob ich dann fremd'n Maah sei Gewicht wieder, ober nu fort in mánn Quartier. — Sitte Kunstschicker brängt nett geleich ähns fertig.“ Nu ging wieder äh Gelachter lus, denn dr Wilhelm mahnet: „August, wenn du nár jede Woch kánnst „ämol“ sitts Geschást machen, do wirscht du beizeiten äh reicher Maah.“ Un wieder lachet alles wos Zeig hieft.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Blicke, ²⁾ werfen, ³⁾ Pferde, ⁴⁾ Uhr.

Bilder aus der Heimat und aller Welt.



„D. Z.“-Pressedienst.

Bei der staatlichen Klöppelschule in Oberscheibe.

Ein Besuch der Schriftleitung der „D. Z.“

Wie die „D. Z.“ bereits unlängst mitteilte, wurde durch ihre Schriftleitung der staatlichen Klöppelschule in Oberscheibe ein Besuch abgestattet, und zwar aus Anlaß der von derselben veranstalteten Klöppelausstellung in Fiedlers „Erbgericht“. Die sehr ansprechend aufgemachte Schau gab einen hocherfreulichen Einblick in die wertvolle Arbeit der Schule. Auf unserem beistehenden Bilde sieht man einen Teil der jugendlichen Klöpplerinnen aus Oberscheibe, Scheibenberg, Mittweida und Markersbach nebst der Lehrerin, Fräulein Engelhardt, und dem „Zeitungs-Onkel“ der „Obererzgebirgischen“.



„D. Z.“-Pressedienst.

Dos erzgebirgische Mädcl.

(Von einem unbekannten Heimatdichter des vorigen Jahrhunderts.)

„Jech bi a gebergisch Mädcl,
Bi frumm un bi ah gut
Und dreh zun Klippeln mei Fädl,
So arm iech bi, ho iech doch Muth.“

„Ho Ardeppln of men Tischl,
Ka Schminkel Buttr drbei,
Un bi gesund wie a Fischl
Un trog ah tån Dott'r wos ei.“

„Un ta iech net hochgelehrt redn,
Su wie's in Kerngbuch stiebt,
Su ta ich doch singe un bain
Un ah manch gebergisch Lied.“

„'s Karschettl, es Tischl, es Schärzl
Is olles neiwajshn un schie',
De schwäbisch'n Aerm'n an Leiml,
Die ho iech gemangst heit frieh.“

„'n Sunntig do thu iech mich pußn,
No her iech de Predig mit oh,
Nooch gieh iech zun Schwasterte hutn,
Do sanne mer enannr nár ah.“

„Wenn ohm'sd nooch hám ward gange,
Sieht Schatzl mich sehnetlich oh,
Un frogt mich: he host ke Verlange,
He, Schatzel, he brauchste tån Mo?“

„Wos lafschte, wos pahschte mer wieder,
Nach mir ner tån Meerettig noh,
De brauchst mich doch net erst ze froong,
De sist marsch an Lange schieh oh.“



700 Jahre Alt-Landsberg.

Abseits der großen Verkehrsstraße liegt in der Mark das Städtchen Alt-Landsberg, eine Ortschaft von etwa 4000 Einwohnern. Aus einer Wendensiedlung hervorgegangen, ist es sicher schon über 1000 Jahre alt, aber erst 1230 erhielt es brandenburgisches Stadtrecht, so daß es jetzt auf ein urkundlich verbrieftes Bestehen von 700 Jahren zurückblicken kann. Grund genug, einen großen Festzug zu veranstalten, der die geschichtliche Entwicklung der Stadt zeigt. Unser Bild hält daraus den „Rat der Stadt“ und den „Zug der Ritter“ fest.





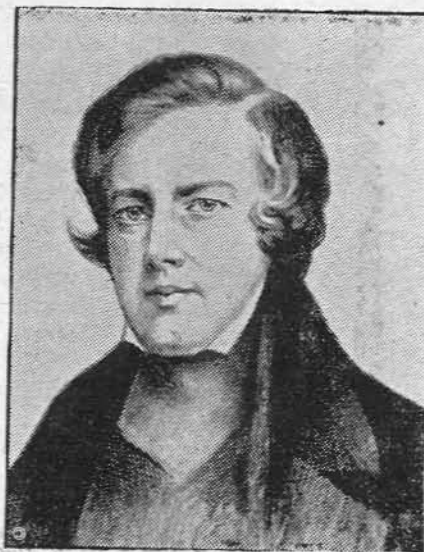
Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 25. — Sonntag, den 15. Juni 1930.

Bilder aus aller Welt.



10 Tote bei dem Einsturz des Auswandererheims in Genua.
In Genua stürzte kürzlich ein Auswandererheim aus noch nicht geklärter Ursache zusammen und begrub die schlafenden Bewohner unter sich. 10 von ihnen, meist Syrer und Marokkaner, fanden den Tod, weitere 8 Schwerverletzte ringen noch mit dem Tode. Unser Bild zeigt das zusammengestürzte Gebäude.



120. Geburtstag Robert Schumanns
Am 8. Juni jährte sich der Geburtstag des bekannten Komponisten Robert Schumann zum 120. Male. In Zwickau geboren, zeigte sich bei Schumann bereits in frühen Jahren außergewöhnliche musikalische Begabung.



König Carols II. Vereidigung.
Unser nebenstehendes Bild zeigt die feierliche Vereidigung Carols in der rumänischen Nationalversammlung. Der neue König führt den Namen Carol II.

Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

21. Fortsetzung.

„Wie?“ fragte sie . . . „glaubst Du nicht zu Besserem geboren zu sein? Hältst Du Dich nicht für fähig, nicht für wert, eine Stellung in der Welt zu bekleiden, in der Du Dir die allgemeine Achtung der Menschen erringen kannst? Es ist unmöglich, daß ein solches Selbstvertrauen einem kühnen Manne fehle. Ich glaube es nicht, ich halte es für einen unverlöschbaren Fleck an Deiner Mannesehre. Der Kühne ist stolz auf sich selbst, auf seinen Mut, auf seine Kraft. Hast Du nie in Deinem wilden Raubschützenleben den Gedanken in Dir aufsteigen gefühlt, Du seiest nicht an Deinem Plage, Du freveltest an Dir selbst, wo es in Deine Hand gegeben ist, ein anderer zu sein und zu werden, als Du bist.“

„Ja,“ gestand Stülpner aufrichtig . . . „solche Gedanken sind mir sehr oft wie Diebe in der Nacht gekommen und haben mich fast in Raserei gebracht. Es waren böse Stunden. Was hätte ich aber beginnen sollen, um sie zur Unmöglichkeit zu machen?“

„Ist nur allein für Dich die Welt verschlossen?“ fragte Marie.

„Wie? Verstehe ich Dich recht? Ich soll fort von hier?“

„Ja, verschwinden von einem Schauplatz, auf welchem über kurz oder lang Dich das Verderben ereilt. Ein Mann wie Du geht nicht zugrunde in der Fremde.“

Stülpner sann vor sich hin. Nachher sagte er: „Nein, nein, es geht nicht, ich kann nicht von diesem Handwerk lassen, ich bin zum Hierbleiben verdammt. Wer sollte für meine arme, alte Mutter sorgen?! Darum muß ich hier in der Gegend bleiben. Es geht nicht.“

„Es geht besser, als Du denkst,“ entgegnete Marie. „Ich werde Deine Mutter unterstützen, sie soll keine Not leiden. Das gelobe ich Dir. Und hast Du eine Stelle errungen, Karl, nun, so kannst auch Du ihr Unterstützung schicken. Ist das so unmöglich?“

„Nein,“ stimmte er bei . . . „aber ich bin an das freie, ungebundene Leben nun einmal gewöhnt, ich“ . . .

Marie sagte leise: „Das heißt, Du bist eitel geworden auf den traurigen Ruhm, ein gefürchteter Raubschütze zu sein. Das ist es, Karl, was Dich halten könnte; aber diese Eitelkeit ist so nichtig, so gar nichts, daß Du sie mit Ekel von Dir abwerfen wirst, wenn Du Dir dagegen die Vorteile vorstellst, die Du durch eine andere Lebensweise gewinnst.“ Und nun redete sie so eifrig davon, daß schon dies ein außerordentlicher Vorteil für ihn sei, gleichsam im Nu allen seinen Feinden und Verfolgern aus den Augen zu verschwinden. Sie sprach mit solcher Ueberzeugung von der Gewißheit einer Stellung für ihn im fremden Lande, daß er auch gar kein Vertrauen zu sich hätte haben müssen, wenn er noch daran hätte zweifeln können. Diese Stunde schien überhaupt den fruchtbarsten Boden seines Herzens ganz dem durchwärmenden Sonnenblicke der Ansprache bloßgelegt zu haben. Es war eine Stunde, in der eine Wendung seines Lebens begründet zu werden schien. Marie hatte so eifrig ihm in die Seele gesprochen, daß ihre blassen Wangen den Anflug einer glühenden Röthe zeigten. Er erhob sich von dem Sitze neben ihr und reichte ihr die Hand mit den Worten: „Marie, lebe wohl. Der Raubschütz Stülpner nimmt Dein Bild, aber auch Deine Worte in seiner Seele mit auf die neue Lebensbahn, die er nun beginnen wird. Du wirst Nachricht von mir erfahren, wenn ich im fremden Lande bin.“

„Karl!“ rief Frau Maria Peters freudig.

„Bete für mich, Du liebes, edles Weib, daß meine Wege von nun an zu meinem Heile sein mögen, und sind sie es wirklich, dann sage zu Dir, den habe ich umgewandelt. Lebe wohl . . . für immer!“

Rasch verließ er den Garten.

Noch in derselben Nacht trat er bei seiner Mutter ein. Er sagte ihr alles und die alte Frau weinte Freudentränen, ihn so unerwartet einem Gewerbe entzissen zu sehen, das ebenso gefährlich, als strafwürdig nach den Gesetzen des Landes war. „Hier

nehmt diese zwanzig Taler“, sagte der Raubschütz . . . „bei Eurem kargen Leben werden sie eine Zeit lang vorhalten. Marie hat versprochen, Euch zu unterstützen; ich hoffe aber so glücklich zu sein, durch meinen erworbenen Verdienst ihr die Haltung dieses Versprechens unnötig zu machen. Lebt wohl, Mutter, auf immer!“

Der alten Frau ward es schwer, Fassung zu erringen bei einem Abschiede fürs ganze Leben, denn hinter ihr stand ja sichtbar der Tod, ihr altgewordenes Leben auszulöschen. Und Karl war die einzige Seele, die mit der ihren auf dieser Erde noch verwandt war. Aber um seiner selbst willen mußte sie seinen Entschluß gut heißen. „Karl,“ sagte sie unter Tränen . . . „ich bin zu arm, um Dir ein Andenken mitgeben zu können. Du, guter Sohn, hast mich ja vor dem Verhungern gesichert; aber eins nimm mit von mir. Versprich mir's, Karl.“

„Was denn, Mutter?“

Die Mutter Stülpner holte das Gesangbuch hervor, und es ihm in die Hand gebend, bat sie: „Mein Sohn, lies zum Abschied noch einmal das fromme Lied, welches Dein seliger Vater oft gelesen hat. Du kennst es ja.“

Die Bitte der alten, herzenguten Mutter abzuschlagen, wäre grausam gewesen, ein Schmerz, der nicht aus ihrer Seele gewichen wäre und immer an ihr genagt haben würde. Er las darum mit lauter Stimme:

„Wohl dem Menschen, der nicht wandelt in gottloser Leute Rat.“ —

Und als das Lied zu Ende gelesen war, sprach die Mutter:

„Run geh, mein Sohn; jetzt weiß ich's, Du gehst in Gottes Namen, und wo das der Fall ist, geht auch der Segen Gottes dem Menschen zur Seite.“

Am anderen Morgen begrüßte die Sonne einen Jäger auf der Wanderschaft, der, seine Doppelbüchse übergehungen, auf der Straße von Böhmischem-Reichenhain nach Sebastiansberg in rüstigem Schritt hinmarschierte.

Wie ein Wunder erscholl bald darauf das Gerücht, der Stülpner-Karl sei spurlos verschwunden; selbst seine Genossen wußten nichts von ihm, und wie ganz natürlich erzählte man sich, er sei ganz im stillen überfallen und gefangen genommen worden, obwohl niemand darüber etwas Genaueres angeben konnte. So unerklärlich den Jägern auch dies plötzliche Verschwinden des durch seine Kühnheit berühmt gewordenen Raubschützenführers war, so beklagten sie es doch ganz und gar nicht, denn nun hatten sie die beste Aussicht, in den großen, prächtigen Gebirgsforsten wieder Hahn im Korbe zu werden. Die Scharfensteiner aber sagten:

„Mit dem Stülpner-Karl muß was ganz Besonderes vorgegangen sein, denn seiner alten Mutter merkt man auch nicht die Spur von Traurigkeit an. Tot ist der gewiß nicht und gefangen . . . na, die Alte schlug' ein Lamento auf, wenn das der Fall wäre. Da steckt was Merkwürdiges dahinter.“ — Die Scharfensteiner waren, wenn auch nicht auf der Spur, aber doch auf dem Wege der Ahnung.

Dem Gerichtshalter war natürlich nicht nur das seltsame Verschwinden des Stülpner, sondern auch das Gerede der Scharfensteiner zu Ohren gekommen. Herzlich lieb wäre es dem ehrenwerten Justizmann gewesen, wenn das Verschwinden des Raubschützen, vor dessen Rache er eine stete Furcht im Herzen hatte, mit dessen Tode oder mindestens mit seiner Gefangennahme harmonisiert hätte, aber trotz aller Erkundigungen bei den Forstbehörden war darüber nichts zu erfahren, sie befanden sich in demselben rätselhaften Dunkel über diesen Umstand. Darum ließ er bei der alten Mutter nachforschen; das erwies sich aber vergeblich, die Alte blieb bei ihrem Ausspruche: sie wisse nicht, wo ihr Sohn wäre. Mit einer so alten Frau konnte man nicht viel anfangen.

Indes die allmähliche Gewißheit, daß der gefürchtete Stülpner-Karl nicht mehr aktiv, das heißt auf dem Platze sei, machte den Gerichtshalter wieder vertrauensvoll. Mit Zittern und Zagen war er bisher zum Gerichtstag nach Scharfstein gefahren; jetzt, wo vom Stülpner nichts mehr zu hören und zu sehen war, hielt er wieder öfter Gerichtstag.

Indes dieser Raubschütz, obwohl nicht mehr zugegen, verurteilte ihm dennoch einen abscheulichen Mord und Blamage, die über ihn wie ein Donnerwetter aus heiterem Himmel ausbrach. Beim Schützenfeste zu Thum geschah dies. Der Genuß von Wein hatte die Köpfe der vornehmeren Bürger, zu denen Herr Peters gehörte, in jene gewisse Aufregung versetzt, welche die Zungenbänder entfesselt. Zufällig kam die Rede auf den Stülpner und der Gerichtshalter bezeichnete ihn als den schlechtesten Kerl von der Welt.

„Das ist erlogen, Herr Gerichtshalter,“ rief Peters. . . „ich will des Stülpners Handwerk nicht in Schutz nehmen, aber so schlecht ist er doch nicht als Sie.“

„Was, höre ich denn recht?“ rief der Gerichtshalter auf-fahrend. . . „Ihr nennt mich schlechter als den Stülpner? Das soll Euch teuer zu stehen kommen, Herr. Wißt Ihr, wer ich bin, und wer Ihr seid. . . he?“

„Wenn ich das nicht wissen sollte! Ihr seid ein Fälscher, ich bin ein ehrlicher Bürgersmann,“ entgegnete Peters, hitzig werdend. Nun gab es einen Höllenlärm. Die Schützengilde teilte sich in für und wider; der Gerichtshalter tobte wie ein angeschossener Eber.

„Beweisen will ich's, was ich gesagt habe, und nun noch einmal sage und behaupte ich, der Gerichtshalter Bösenig ist ein Fälscher!“ schrie Peters. „He, redet mal, Herr: Wer hat den Urkasbrief geschrieben, den Ihr durch den Pferdejungen Fritz bei meinem Schwiegervater zu Scharfstein an die alte Stülpnerrn geschickt habt, daß deren Sohn in der bewußten Nacht, wo Ihr ihn zu fangen gedachtet, sich bei ihr einsinden sollte? Ihr, Herr, und niemand anderes. Und dieser Brief war im Namen meiner Frau und mit deren nachgemachter Handschrift geschrieben. Ist das keine Fälschung, Herr? Meine Frau ist eine ehrliche Frau, Ihr aber, und wenn Ihr zehntausendmal mehr wäret, seid ein schlechter Mann. Das sage ich Euch hier vor allen, und nun verklagt mich, wenn Ihr Lust habt. Wir werden ja sehen, wie die Sache ausgeht. Die Beweise habe ich, merkt's Euch!“

Das Schützenfest war durch diesen Vorfall aufs häßlichste gestört, indes der Gerichtshalter war klug genug, diese üble Sache nicht zur Klage zu bringen, wie er gedroht hatte; im Gegenteil sie durch Freunde, so gut es sich tun ließ, zu vermitteln zu suchen, was ihm soweit auch gelang, als der Peters, zur Sühne angegangen, zur Antwort gab: „Wenn er nicht klagen will, mir ist's recht; aber den Fälscher und schlechten Mann nehme ich nicht zurück. Will er's nicht leiden, nun, er kennt ja den Rechtsweg, den kann er einschlagen. Das schwöre ich ihm aber zu: denkt er durch Lügen und Verdrehungen mich in Strafen zu bringen, so gehe ich bis zu Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht. Der Herr Gerichtshalter weiß wohl, daß ich bei Hofe einen Verwandten habe, der bei unserem allergnädigsten Herrn und Kurfürsten wohl angeschrieben ist. Da wollen wir mal sehen, wie dann der Entscheid ausfällt.“

Diese Drohung beschwichtigte die Klagewut des Gerichtshalters, da es schon mehrere Male vorgekommen, daß Prozesse, durch Gerichtsspruch verloren, auf Befehl des gerechten Kurfürsten, der darum angerufen worden war und selbst Einsicht davon nahm, nochmals und diesmal mit Aufmerksamkeit untersucht, ein ganz entgegengesetztes Urteil erfuhren. Dergleichen war zu fürchten, und so ließ Gerichtshalter Bösenig diese üble Geschichte einschlafen, mußte aber zu seinem Mord gewahr werden, daß der größte Teil der Thumer sich soviel als möglich von ihm, der sonst der Matador bei allem, was geschah, gewesen war, zurückzog.

Das war eine harte Strafe für den ehr- und herrschsüchtigen Mann. — — —

Wie sehr die Jäger nach Stülpners Entfernung wieder die Oberhand in ihren Revieren erlangten, davon gaben die Klagen der Bauern über die wieder überhandnehmende Verwüstung

ihrer Felder durch den großen Wildbestand Zeugnis. Aber freilich, darauf hörte niemand, bis ein Vorfall Anstoß gab, die Jägerei ein wenig einzuschränken und ihrem Uebermut einen Zügel anzulegen. Wenn auch nicht auf obererzgebirgischen Revieren, so brach doch ein förmlicher Bauernaufstand gegen die Jägerei insgemein aus, und zwar in der Hohensteiner Gegend.

Ein Bauer fand eines Tages sein wohlumzäuntes Feld durch das Wild verwüstet und natürlich die Umzäunung niedergeworfen. Er legte dem Förster, mit dem er in Feindschaft lebte, dies zur Schuld, und gab Beschwerden dagegen ein, welche aber nicht angehört wurden. Dies wurde Anlaß, daß sich 14 Ortschaften zusammen verbanden, an einem und demselben Tage, den sie unter sich festsetzten, das Wild von ihren Fluren zu vertreiben. Jedes Haus stellte zu dieser außergewöhnlichen Treibjagd einen Mann, und obgleich die Obrigkeiten, denen dies Vorhaben zu Ohren gekommen, möglichst zur Sühne redeten, so half doch alles nichts; die Leute waren zu aufgeregt über die ihnen fortwährend angeane Ungerechtigkeit, und die Treibjagd begann. Vorauszusehen war es, daß dieselbe sich nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränken ließ, weswegen alle Dorfschaften im Umkreise, wohin das aufgeschreckte Wild sich flüchtete, gezwungenen Anteil an dieser Hege nehmen mußten, wollten sie nicht ihre Felder in wenig Stunden verwüstet sehen.

Die Jäger, die sich dieser Freijagd widersetzten, wurden mißhandelt, und ihnen, die sich immer mehr als Herren gebärdet hatten, übel mitgespielt. In wenigen Tagen war dies Treibjagen in viele andere Gegenden versetzt, und daß dabei eine Menge Hirsche, Rehböcke, Hasen usw. den Tod fanden, lag in der Natur der Sache selbst. Tausende von Bauern waren zu Raub-schützen geworden. Dieser Jagdspektakel teilte sich fast dem ganzen Lande mit. Die Mehrzahl schrie: Das Wild müsse ausgerottet werden; die Gegner verlangten die strengste Bestrafung der Bauern und Aufrechterhaltung der Jagdgesetze.

Obwohl der Kurfürst Friedrich August (der spätere erste König von Sachsen) ein außerordentlicher Jagdliebhaber war, so versagte er doch der Stimme der Gerechtigkeit bei Untersuchung der eingereichten Beschwerden der Bauern sein Ohr nicht. Er befahl große Treiben und Jagden an, bei denen alles Wild ohne Unterschied niedergeschossen werden sollte. Für die Jäger waren sie, da sie sich allgemein verhaßt gemacht hatten, lebensgefährlich. Die Bauern suchten Gelegenheit, ihnen den Zahlaus zu geben für so manchen von ihnen erduldeten Uebermut und die Bedrückung. Man sah sich genötigt, Reiterdetachements zu Hilfe zu rufen, um Mord und Totschlag zu verhüten. Freilich lautete das Resultat dieser Treibjagden, welches die Jäger an den Kurfürsten abgaben, dahin, daß man nicht so viel Wild gefunden, als man erwartet habe. Möglich ist es wohl, daß die Forstbeamten denselben Pfiff in Anwendung brachten, wie ihre altenburgischen Kollegen. Vermindert war allerdings das Wild, dafür ließen aber die Jäger dem aus der großen Vertilgungs-hege entgangenen die möglichste Schonung und Pflege angedeihen, so daß binnen wenigen Jahren der frühere Wildbestand wieder herangezogen war.

Zu jener Zeit war viel vom Stülpner-Karl die Rede gewesen, aber wo war er? Verschollen, ganz und gar verschollen. Nur drei Herzen wußten es: seine alte Mutter und Frau Peters und ihr Mann.

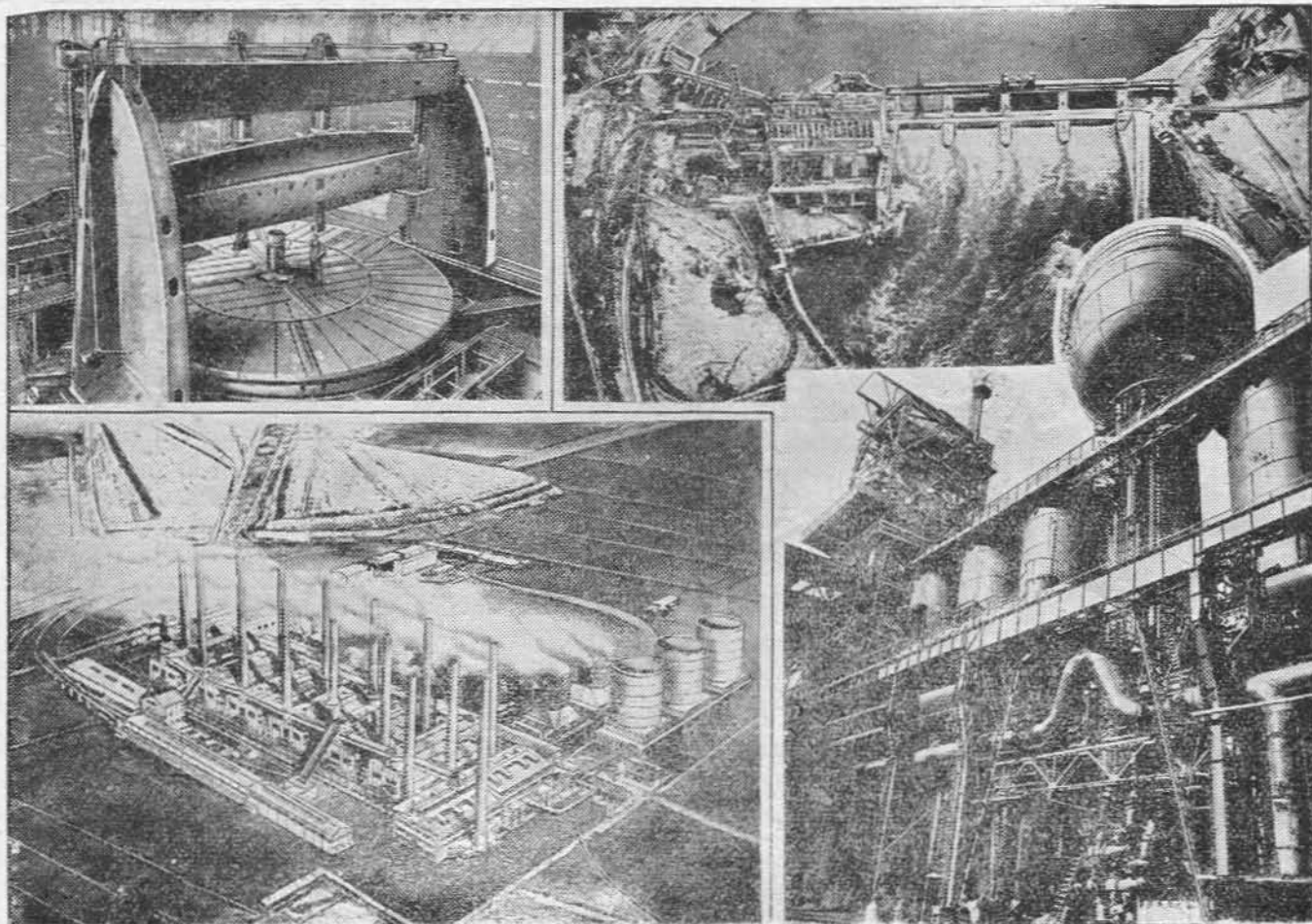
*

Achtes Kapitel.

Stülpner in Ungarn.

Das Glück schien dem wandernden Raubschützen günstig zu sein in der Rokitzaner Gegend, wohin sein planloser Marsch ihn führte, denn er wollte eine Stelle suchen bei einem böhmischen Adels Herrn, die in der Regel auch große Jagdliebhaber waren. Hier im tieferen Böhmen kannte man seinen Namen nicht, und er hegte die Hoffnung, daß, sobald er nur einmal Gelegenheit fände, von seiner Geschicklichkeit im Schießen und von seinen nicht geringen Forstkennntnissen Probe abzulegen, für ihn sich schon ein Posten finden werde. Zuweilen war ihm recht einsam ums Herz, wenn er sich von der Heimat und den Herzen getrennt dachte, die ihn liebten und die er liebte.

(Fortsetzung folgt.)



Zum Beginn der Zweiten Weltkraftkonferenz.

Höchstleistungen der deutschen Technik, die die Besucher der Weltkonferenz sehen werden:

Oben: Die größte Drehbank der Welt, erbaut von der Schieß Defries A.G. in Düsseldorf. Daneben: Das neue Riesenkraftwerk, das an der deutsch-schweizerischen Grenze im Entstehen ist.

Unten: Großkraftwerk Golpa-Zschornewitz, rechts: Hochofenanlagen von Krupp am Rhein-Herne-Kanal.



In Amerika beginnen die Steuben-Feiern.

Anlässlich des 200. Geburtstages des preußischen Generals von Steuben, der im amerikanischen Unabhängigkeitskriege eine bedeutende Rolle spielte, finden in ganz Amerika große Feiern statt. Unser Bild zeigt das Steuben-Sportfest von Chicago, an dem mehr als 25 000 Deutsch-Amerikaner teilnahmen.

